

[12]

Im Verdacht.

Roman von E. Braddon.

Deutsch von F. A. Hauff.

13. Am Abend.

Mister Smolendo strahlte. Seine Freunde und Anhänger jagten, er häufe Schätze auf. Er war ein Mann, den man schätzen und respektiren mußte. Schmeichler umflatterten ihn, alte Bekannte hingen sich an ihn und erinnerten ihn daran, daß sie ihn vor zwanzig Jahren gekannt hatten, als er noch keinen Groschen besaß. Ein schwächeres Gemüth hätte das Gleichgewicht verloren, aber Mister Smolendo war ein Mann von Granit und nahm das alles für das, was es werth war. Er wußte, wenn jemand besonders höflich wurde, so wollte er etwas von ihm erlangen.

Weihnachten war gekommen und gegangen, das neue Jahr war schon sechs Wochen alt und Smolendo's Glück dauerte fort, das Theater war allabendlich überfüllt.

„La Chicot ist eine kleine Goldmine!“ sagte Smolendo.

Ja, das war alles der Chicot zu verdanken. Smolendo führte ein großes Feenmärchen auf, in welchem La Chicot die Hauptfigur war. Sie erschien in einem halben Duzend verschiedener Kostüme, alle gleich originell und kühn. Sie war eine Fontaine von goldenem Wasser, in einem Gewand von Licht, durch welches ihre feinen Formen durchschienen, sie war ein Fischweib in einem engen, seidenen Gewand, mit rothen Strümpfen und einer hohen Mütze von den feinsten Brüsseler Spitzen, sie war eine Bajadere, eine Waldnymphe, eine Odaliske! Sie tanzte nicht mehr so, wie vor dem Unglücksfall, aber sie war so schön wie immer, und noch etwas wilder. Die Kritiker sagten ihr, sie sei zu einem höheren Grad im Drama aufgestiegen. La Chicot sagte sich selbst, sie sei die größte Frau in London und dazu noch die schönste.

Etwas der Art besprach sie auch mit ihrem Nachbar, Monsieur Desrolles, an einem trübigen Abend im Februar, als er herabgenommen war, um sich ein Glas Braantwein auszubitten, gegen einen seiner Anfälle, von denen er so oft sprach. Sie war immer besonders freundlich gegen den „zweiten Stock“, wie dieser Herr genannt wurde. Er schmeichelte ihr und belustigte sie und leistete ihr zuweilen Gesellschaft, wenn sie zu melancholisch war, um allein zu trinken.

„Verheirathete, Sie sollten nicht in einem solchen Loch wohnen, wie dieses ist! Wahrscheinlich nicht!“ sagte Desrolles mit der Miene eines Praktikers.

„Das weiß ich! erwiderte La Chicot, „ich opfere mich auf für einen Ehemann, der sich über mich lustig macht und sich anderswo amüßirt. Das ist zu viel! Sehen Sie, Desrolles, Sie glauben vielleicht, ich wolle prahlen, wenn ich Ihnen sage, daß einer der reichsten Leute in London bis über die Ohren in mich verliebt ist? Sehen Sie, hier sind seine Briefe! Lesen Sie sie und sehen Sie, wie viel ich zurückgewiesen habe.“

Sie öffnete einen Arbeitstisch auf dem Tische, wühlte in einem Chaos von Faden, Knöpfen, Schnallen und zog ein halbes Duzend Briefe hervor, welche sie über den Tisch hinüber Desrolles zuschob.

„Sie verwahren Ihre Liebesbriefe da, wo der Mann sie so leicht finden kann?“ fragte Desrolles verwundert.

„Glauben Sie, er würde sich die Mühe nehmen, sie anzusehen?“ rief sie ärgerlich. „Ich bin ihm schon seit lange gleichgültig, daß er nicht glaubt, irgend sonst jemand könnte sich in mich verlieben! Gesehen Sie sich Cognac ein, Monsieur Desrolles! Es ist das einzig heilsame Getränk in diesem erbärmlichen Klima, und legen Sie einige Kohlen auf das Feuer! Ich bin ganz erstarrt.“

La Chicot füllte ihr Glas, um ein gutes Beispiel zu geben, und leerte es auf einen Zug, ohne eine Miene zu verziehen, wie ein Glas Zuckerwasser.

Desrolles überflog die Briefe, die sie ihm gereicht hatte. Sie waren alle in demselben Ton geschrieben, La Chicot sei wunderschön, hieß es, und der Schreiber sei wahnsinnig ver-

liebt in sie. Er bot ihr einen Wagen und ein Haus in Mayfair an und das Gebot wuchs mit der Zeit.

„Was haben Sie ihm geantwortet?“ fragte Desrolles neugierig.

„Gar nichts. Ich weiß besser, wie man einen Werth erwirbt. Er mag warten auf seine Antwort.“

„Ein Mann muß sehr schwer verliebt sein, um so zu schreiben,“ bemerkte Desrolles.

La Chicot zuckte ihre schönen Schultern. Sie war reizend, sogar in ihrem mehr als nachlässigen Kostüm. Sie trug ein langes, loses Hauskleid von rothem Kaschmir, welches mit einer Schnur mit Troddeln umgürtet war, die sie zum Zeitvertreib festband und losband. Ihr dichtes Haar war in einen großen Bund am Hinterkopfe aufgerollt, ihre bleiche Gesichtsfarbe stach von dem rothen Kleide wie Marmor ab.

„Ist er so reich, wie er zu sein behauptet?“ fragte La Chicot nachdenklich.

„So viel ich weiß,“ sagte Desrolles, „ist Morel einer der reichsten Männer in London.“

„Das macht mir nichts aus,“ sagte La Chicot, „ich liebe das Geld, aber so lange ich genug habe, um zu kaufen, was ich brauche, verlange ich nicht mehr.“

„Vergleichen Sie ein Haus in Mayfair mit dieser Höhle!“ erinnerte Desrolles.

„Was liegt mir daran? Ich möchte ein Haus in den Champs Elysées in Paris haben, ein Schloß in einem Garten voll Blumen mit hohen, glänzenden Fenstern!“ rief La Chicot.

„Nun, Morel könnte Ihnen ein solches kaufen, so leicht, als ich Ihnen eine Handvoll Pflaumen kaufen könnte. Sie haben nur ein Wort zu sagen.“

„Niemals werde ich das Wort sagen,“ rief La Chicot entschieden, „ich bin eine anständige Frau und dann bin ich auch zu stolz dazu.“

Desrolles dachte verwundert darüber nach, ob es Stolz, Tugend oder bloße Härtnäcigkeit sei, daß La Chicot ein so glänzendes Anerbieten zurückwies. Er konnte nicht an Tugend glauben, er war nicht auf jenen Pfaden gewandelt, wo die Tugend blühte, aber er war genau bekannt mit allen Lastern. Seit er ihrem Manne versprochen hatte, väterlich über die Dame zu wachen, hatte er sich in ihr Vertrauen ganz eingeschlichen. Er hatte sich ebenso nützlich als angenehm gemacht. Obgleich sie ihren reichen Anbeter fern hielt, sprach sie doch gern von ihm. Aber eins wußte sie nicht, nämlich daß Desrolles die Bekanntschaft ihres Bewunderers gemacht hatte und von Morel bezahlt wurde, um für ihn zu sprechen.

„Ihre Finanzen scheinen sich gebessert zu haben, mein Freund? Wenn ich nicht irre, ist das ein neuer Hock!“

„Ja,“ antwortete der Mann der Welt, ohne zu erröthen, „ich habe ein bischen gefirt an der Börse und hatte mehr Glück als gewöhnlich.“

Dann schürte er das Feuer an und goß sich das dritte Glas Cognac ein. „Das ist ein feines Tröpfchen,“ sagte er. „Es wäre eine Sünde, einen solchen Stoff zu vergeuden. Uebrigens, wann erwarten Sie Ihren Mann.“

„Ich erwarte ihn gar nicht!“ erwiderte La Chicot. „Er geht und kommt wie er will.“

„Er ist nach Paris gegangen, in Geschäften, glaube ich?“

„In Geschäften, oder zum Vergnügen, ich weiß nicht, und kümmert mich nicht darum. Er verdient selbst, was er braucht, seine lächerlichen Karrikaturen gefallen in London und Paris.“

In letzter Zeit war Jack Chicot ein rastloser Wanderer gewesen und hatte wenig Zeit in der Silberstraße verlegt. Sie waren meist höflich gegen einander, zuweilen aber wurde die Zunge der Frau bitter, und ihr Zorn explodirte wie ein Gewitter. Der Mann blieb jedoch immer höflich.

„Du haßest mich zu sehr, um deinen Gleichmuth bei mir

zu verlieren," sagte sie ihm eines Tages in Gegenwart er Vermieterin. „Du hast Angst vor dir selbst, wenn du dir einen Augenblick nachgeben würdest, so würdest du mich umbringen, die Versuchung wäre zu stark für dich!“

„Das sagte kein Wort, er stand vor ihr mit verführerischen Armen und einem bitteren Lächeln. Eines Tages brachte sie ihn zum Sprechen.“

„Du bist in eine andere verliebt!“ rief sie. „Das weiß ich!“

„Ich habe ein weibliches Wesen gesehen, das dir nicht gleicht,“ erwiderte er mit einem Seufzer.

„Und du bist in sie verliebt?“

„Weil sie dir unähnlich ist? Das wäre allerdings ein Vorzug!“

„Geh' zu ihr! Geh' zu deiner Flamme!“

„Die Reise wäre zu lang,“ sagte er. „Es ist weit von der Hölle bis zum Himmel!“

Sie war ganz sich selbst überlassen seit ihrer wunderbaren Genesung. Sie ging, wohin sie wollte, trank so viel sie wollte. Ihr Mann war nur dem Namen nach ihr Mann. Sie sah Descolles öfter als Jack Chicot.

Nur eine Person wagte es, sie zu ermahnen, und das war der Mann, der ihr Leben mit so vieler Mühe gerettet hatte. George Gerard besuchte sie zuweilen und sprach aufrichtig mit ihr.

„Sie haben wieder getrunken!“ sagte er, ihre Hand schüttelnd.

„Das letzte, was ich trank, war ein Glas Champagner gestern abend.“

„Sie meinen eine Flasche! Und heute morgen haben Sie eine halbe Flasche Brantwein getrunken, um den Champagner im Raum zu halten!“

„Sie wagte nicht länger zu leugnen.“

„Nun, warum soll ich nicht trinken?“ rief sie trotzig. „Wer kümmert sich darum, was aus mir wird?“

„Ja! Ich habe Ihr Leben einmal gerettet, und Sie sind mir dafür dank schuldig. Aber ich kann Sie nicht retten, wenn Sie alles thun, um sich todt zu trinken. Brantwein ist ein langsamer Selbstmord.“

Darauf zerfloß La Chicot in Thränen. Es war ein trauriger Anblick, der das Herz des Arztes ergriff. Er hätte sie lieben können und würde sich bemüht haben, sie zu retten, wenn es irgend möglich gewesen wäre. Er wußte nicht, welch herzloses Schicksal Thon sie war, und schrieb ihre Verirrung der Vernachlässigung durch ihren Mann zu.

„Wäre sie meine Frau geworden, so wäre sie ein anderes Wesen,“ sagte er zu sich selbst, da er nichts ahnte von der angeborenen Verworfenheit eines so absolut schönen Wesens, wie La Chicot.

So ging La Chicot fröhlich ihres Weges weiter. In dem neuen Schicksal gab es keine Lebensgefahr für sie, sie trank so viel Brantwein als sie wollte, und so lange sie auf der Bühne nützlich erschien, sagte Smolendo nichts.

„Ich fürchte, sie wird ihren Verstand vertrinken, das arme Ding!“ sagte er eines Tages mitleidig zu einem Freund im Klub. „Aber ich hoffe, sie wird noch einige Zeit aushalten, vielleicht noch ein Jahr!“

„Und dann das Hospital!“ sagte sein Freund. Smolendo zuckte mit den Achseln.

„Ich kümmere mich nicht um die spätere Laufbahn meiner Artisten,“ erwiderte der Direktor phlegmatisch.

14. Eduard Clare entdeckt eine Aehnlichkeit.

Hazlehurst, den 23. Februar.

Lieber Eduard!

Du erinnerst Dich, als Laura es unterließ, sich ein Hochzeitskleid anzuschaffen, sagte ich, ihre Hochzeit stehe unter einem bösen Vorzeichen. Ich habe es ihr gesagt, und Dir gesagt, und jedermann gesagt, und ich habe recht gehabt, die Heirath war ein vollständiges Fiasko. Was denkst Du davon, daß unsere arme Laura von ihrer Hochzeitsreise allein zurückgekommen ist? Von ihrem Manne keine Spur, auch nicht einmal sein Koffer! Jetzt verschließt sie sich im Landhause, und ist so zurückhaltend gegen alle, selbst gegen mich, ihre älteste Freundin, daß ich nicht weiß, was ich davon halten soll.

„Liebe Celia, frage mich nicht darüber!“ sagte sie, als wir uns begrüßten und ein bißchen geweint hatten.

„Aber Liebste, ich muß Dich fragen,“ erwiderte ich, „ich brenne vor Neugierde und Entrüstung! Was bedeutet das alles? Warum forderst Du die öffentliche Meinung heraus, indem Du allein zurückkommst? Hast Du Dich mit Deinem Mann gezankt?“

„Nein!“ sagte sie entschieden. „Und das ist die letzte Frage über meine Ehe, welche ich jemals beantworten werde, Celia, also frage mich nicht weiter!“

„Wo habt ihr euch getrennt?“ fragte ich, entschlossen, nicht nachzugeben. Aber meine unglückliche Freundin schwieg hartnäckig.

„Besuche mich, so oft Du willst, aber sprich nicht von meinem Manne,“ sagte sie später, „wenn Du aber darauf bestehst, von ihm zu sprechen, so schließe ich meine Thüre zu.“

„Ich höre, er hat sehr edelmüthig gehandelt in Bezug auf das Document, er kann also nicht ganz und gar schlecht sein,“ sagte ich, — „Du weißt, ich lasse mich nicht klein kriegen.“ — aber Laura war wie Diamant. Ich konnte kein Wort mehr herausbringen.

Vielleicht sollte ich Dir das alles nicht erzählen, Eduard, da ich Deine frühere Leidenschaft für Laura kenne, aber ich muß mein Herz jemand öffnen.

Ich begreife nicht, wie die Arme jetzt leben wird. Er hat das ganze Gut auf sie übertragen, sagt Papa, und sie ist schrecklich reich, aber sie lebt wie eine Nonne und giebt nicht mehr aus, als ihr eigenes, kleines Einkommen. Sie spricht sogar davon, die Pferde zu verkaufen. Wenn sie sich ein Gewissen daraus macht, ihres Mannes Geld auszugeben, so ist das ganz einfach unsinnig! Und nun, lieber Eduard, weil ich Dir nichts mehr zu sagen habe über unser edles Leben hier, so sage ich Dir Lebewohl!

Deine Dich liebende Schwester

Celia.

P. S. Ich hoffe, Du wirst einen Band Gedichte schreiben, über den die Dichterlinge vor Neid plagen werden.

Dieser Brief erhielt Eduard Clare in seiner düsteren Wohnung in einer engen Seitenstraße, nahe beim Britischen Museum, welche aber theuer genug für seine schwachen Mittel war. Die Welt hatte die Thatsache noch nicht wahrgenommen, daß ein neuer Poet entstanden war. Der Name Clare war noch unbekannt, obgleich er ziemlich oft unter einigen niedlichen Reimen zu lesen war, welche eine überflüssige Seite in irgend einer Wochenschrift ausfüllte.

„Auf diese Weise werde ich niemals einen Namen gewinnen,“ sagte er zu sich selbst, „wenn ich nicht irgend einen reichen Verleger finde, der mir auf die Beine hilft.“

Zwischen aber muß ein Mensch leben, und Eduard war es sehr willkommen, auf diese Art gelegentlich einige Guineen zu verdienen. Was er von Hause erhielt, reichte nicht für seine Bedürfnisse, denn er liebte es, ein angenehmes Leben zu führen, in einem guten Restaurant zu speisen, Rheinwein zu trinken und gute Cigarren zu rauchen. Der Brief Celia's war wie Eßig auf eine offene Wunde. Eduard hatte Laura noch nicht verziehen, daß sie Treverton geheirathet hatte, und hegte einen grimmigen Haß gegen Treverton. Lange brütete er über Celia's Brief und versuchte, einen Faden zu dem Geheimniß zu finden. Die Sache schien ihm ziemlich klar zu sein. Herr und Frau Treverton hatten sich verlobt, von Liebe konnte keine Rede sein, und sie waren zu ehrlich, um sich zu verstellen. Sie waren übereingekommen, sich zu heirathen und getrennt zu leben, um den Reichthum des Alten zu theilen.

„Das ist reiner Betrug!“ jagte Eduard. „Ich wundere mich, daß Laura sich dazu hergeben konnte. Was die Uebertragung des ganzen Vermögens auf die Frau betrifft, so haben sie darüber auch ohne Zweifel eine besondere Uebereinkunft geschlossen. Der Mann sollte seinen Theil haben, um ihn in London oder Paris zu verjubeln, oder wo es ihm sonst gefällt.“

„Solch ein unverkämtes Glück hat dieser Burche, der vor drei Monaten noch ein Bettler war!“ rief Eduard zornig. Dann überlegte er, was er an Treverton's Stelle thun würde mit etwa siebentaufend Pfund jährlich. Obgleich Mister Clare ernstlich in Laura verliebt gewesen war, bereite ihm doch das den größten Schmerz, daß das Vermögen des alten Treverton ihm entgangen war.

(Fortf. folgt.)

(4)

Taffilo
den Fenst
Die Co
über dem
er hier in
währt als
links stan
unter dem
Mitte des
bläulich i
den stum
Sommer
Gede zu s
„Wie m
„Das f
schimmer
„Daß u
sehen. N
In die
Leiden m
eine geist
haben ent
streut, da
„Kennis
auf ander
Naturli
Woher fer
„Ich bi
„So? I
„Weiter
„Aber e
beretins u
„Nicht
und er.“
„Sieht
er will m
„Er hat
„Mein?
„und zwän
thelligen.“
„Ni
„In
„Es ist
kommen n
aber mit
mich un
ohne mich
aber ist h
darüber g
„Was i
„Stelle
weil ich
mich mor
haben, un
ich!“
„Das f
mich nur,
nicht rech
gestochen
gerichtet
sein ander
„Ja, ja,
heiten mac
schwer mi
„Solche
wir besitz
legenthu
Bosa der
Achtung t
du bist er
und das
„Woran, d
kriegst du
„Ich bi
geworden
lann.“
„Was a
du weber
„Er sah
Pump!
„geleierte
sich den
Worte!“
„Du bi
bier in de



Ein Bekenntnis.

Novelle von Eduard Engel.

Tassilo ging mit mir durch die große Glasflügelthür zwischen den Fenstern in den Garten.

Die Sonne war nun längst verglommen, aber noch immer lag über dem frischdurchdufteten Garten ein blasser Abendglanz, wie er hier im nordöstlichen Deutschland selbst im Spätsommer länger währt als anderswo. Auf dem kurzgeschorenen Rasen rechts und links standen hochgefüllte Säcke voll Äpfel und Birnen, und unter dem mir wohlbekannten Pfämenbaum ziemlich in der Mitte des Gartens dufteten aus einem großen Wäscheforb die bläulich überreifen dunklen Hundspflaumen. Arglos machte ich den stumm neben mir schreitenden Freund auf den fliegenden Sommer aufmerksam, der sich schon in den engeren Gängen von Gede zu Gede und von Baum zu Baum spannt.

„Wie meinst du? Fliegender Sommer?“ fragte er ängstlich. „Das kennst du nicht? Hier die feinen Spinnwebfäden, die schimmernd — Aber was hast du?“

„Daß uns umflehren!“ sagte er hastig. „Ich will sie nicht sehen. Nein, ich will nicht!“

In diesem Augenblick überkam mich der Gedanke, Tassilos Leiden möchte vielleicht doch am Ende nichts anderes sein als eine geistige Störung. Wie man sich vor den feinen, flatternden Fäden entziehen könne, die der scheidende Sommer hinter sich verstreut, das faßte ich nicht.

„Kennst du den Major v. Rostitz?“ fragte ich Tassilo, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

„Natürlich kenne ich ihn. Auch einer meiner Quälgelster! Woher kennst du ihn denn?“

„Ich bin heute mit ihm von Köslin bis hierher gefahren.“

„So? Wo, und?“

„Weiter nichts.“

„Aber er hat dir doch erzählt von dem Sedanfest des Kriegervereins und so weiter.“

„Nicht viel, nur daß wir uns dort sehen würden, du, ich und er.“

„Siehst du wohl, ich und er! Der Major läßt mir keine Ruhe, er will mich durchaus —“

„Er hat mir kein böses Wort über dich gesagt.“

„Nein? Freut mich. Ich wünsche nur, er liebe mich in Ruhe und zwänge mich nicht, mich morgen an seinem Fest zu beteiligen.“

„An seinem Fest?! Ist es nicht dein Fest ebenso gut und unser Aller Fest, aber dein Fest doch ganz besonders?“

„Es ist gerade genug, daß ich in der Predigt darauf zu sprechen kommen muß, weil morgen zum Unglück auch noch Sonntag ist, aber mit ihrem Kriegerverein und ihrem Sedanfest hätten sie mich ungehorsam lassen können. Es ist bis jetzt all die Jahre ohne mich gegangen; es wird auch morgen gehen. Dieser Major aber ist hinter mir her wie der böse Geist. Hat er zu dir etwas darüber gesagt?“

„Was soll er mir denn sagen? Nicht eine Silbe!“

„Stelle dir vor: weil ich nun mal das eiserne Kreuz habe und weil ich ein Held gewesen sein soll usw. usw., darum wollen sie mich morgen beim Bankett des Kriegervereins zum Festredner haben, und ich soll das Hoch auf den Kaiser ausbringen, — ich!“

„Das finde ich nicht im mindesten wunderbar; ich wundere mich nur, daß du dich sträubst, dabei zu sein. Ist es dir etwa nicht recht, daß wir bei Sedan den napoleonischen Döbist aufgestochen und bald darauf und zumeist durch Sedan das aufgerichtet haben, wofür du als Primaner geschwärmt hast wie kein anderer von uns allen?“

„Ja, ja, was man nicht als dummer Junge alles für Dummheiten macht!“ sagte Tassilo und spielte gedankenlos oder gedankenlos schwer mit einem langen Gartenmesser.

„Solche Dummheiten gehören überhaupt zu dem Besten, was wir besitzen, lieber Sobu, und ich verbitte mir ernstlich deine überlegenthuenden Redensarten. Soll ich dir etwa vorklamantieren, wie Boia der Königin, daß man für die Träume seiner Jugend soll Achtung tragen?“ — „Ich will dir etwas sagen, mein guter Tassilo, du bist entweder ein ganz niederträchtiger Philister geworden, und das ist das Unwahrscheinlichere, — oder du bist krank. Woran, das weiß ich noch nicht, aber ernsthaft krank, und dann kriegst du es mit mir zu thun.“

„Ich bin so gefund wie du und wie ihr alle, und ein Philister geworden bin ich auch nicht, soweit man sich selber beurtheilen kann.“

„Was aber in dreier Bomuchelsköpfe Namen bist du denn, wenn du weder ein Philister bist noch krank?“

„Er sah mich fest an und sagte langsam: „Ein ganz erbärmlicher Pimp! — Ja wohl, ich, der Ritter des Eisernen Kreuzes, der gezeigerte Held von Gravelotte, der vortreffliche Diener an göttlichen Wort, usw. usw. usw. Alles Larifari. Worte, Worte, Worte!“

„Du bist krank, lieber Tassilo, und so bist mein erster Patient hier in dem alten Nest werden.“

Er schwieg und schlug die reifen Mohntöpfe mit dem Gartenmesser herunter.

„Ich wollte ihn auf vernünftige Gedanken und Reden bringen: „Erzähle mir lieber, wo du deine Frau kennen gelernt; dahinter soll ja ein bißchen Romantik gesteckt haben.“

„Romantik? Ich habe sie mir erschwandelt, wie alles Andere eben auch.“

Er war offensichtlich verärgert. Die letzten Worte hatte er ohne Aufregung, nur todtraurig gesprochen und mit einem Ton schonungsloser Selbstanklage, der mir durchs Herz schnitt.

„Was soll das heißen: wie alles Andere eben auch?“ frug ich ihn.

„Du brauchst nur zu fragen —: Alles und jedes, Leben und Gesundheit, — eine nette Gesundheit! Dazu das Eiserne Kreuz, — na, das frage ich wenigstens nie. Dann die gute Pfarrstelle, auf der mein ehrlicher Alter 42 Jahre geseffen. Dann meine Frau, den Engel des Lichts, ergo auch meinen Jungen.“

Er blieb vor mir stehen, legte mir die Hände auf die Schultern und blickte mir grenzenlos elend in die Augen: „Frans, kannst du dir eine Vorstellung davon machen, wie einem zumuthe ist, wenn man Tag um Tag ein halbes Leben lang in der Lüge steckt, mit der Lüge aufsteht und zu Bette geht? Nein, das kannst du nicht. Gott im Himmel bewahre einen jeden in Gnaden davor! Es ist entsetzlich, alles, was man sein nennt, alles, was des Daseins höhere Freude ausmacht, Weib und Kind, Amt und Ehre und guten Namen einer ungeheueren Lüge zu verbanken, einem Betrüge, einer Fälschung oder noch Schlimmerem!“

„Und das jagst du mir, Tassilo, den du seit Jahren zum ersten mal wieder siehst, und deiner Frau hast du es all die Jahre verschwiegen!“

„Gerade darum, weil ich es ihr so lange verschwiegen! In den ersten Jahren — ach nein, da vielleicht nicht mehr, aber in den ersten Tagen, als ich sie kennen lernte, gleich im Lazareth, da hätte ich es thun sollen. Aber da verboten auch die Ärzte und Emma selber das viele Sprechen, hielten alles für Fieberwahn, wenn ich doch davon anfangen wollte — und nun kann ich nicht aus dem Sumpfe heraus. Einmal in der Lüge drin, einmal in dieses zähe Schlammmeer versunken — und kein Gott hilft einem heraus.“

„So sprichst du, der Priester?“

„Ja, gerade ich, der Priester.“

„Und deine Frau? Ich komme immer wieder auf sie zurück.“

„Diese Scham! Die Scham vor ihr! Ich schäme mich so, daß ich sie kaum ansehen mag, daß ich oft beim reinen Glockenton ihrer Stimme am ganzen Leibe zittere, als böse jetzt das Gericht an. Und selbst vor meinem Knaben schäme ich mich; je ähnlicher er mir äußerlich wird, desto mehr. Es hat eine Zeit gegeben, wo ich war wie er, alle jagen es mir, und wie ich darunter leide, das weiß nur ich.“

„Aber mir mußt du dein Herz ausschütten, Mann, und so gleich!“

„Es hat sich was mit Ausschütten! — Ich möchte, aber ich glaube, ich kann es nicht. Es giebt Dinge, die man dem besten Freunde nicht sagen kann, die man sich selber nur noch in den schlaflosen Nächten gesteht, wenn der Herbststurm an den Thoren rüttelt und der Regen an die Fenster klatscht.“

„Und doch mußt du es sagen, jetzt gleich! Nicht dem Freunde, jag es dem Arzte. Wir sind ja auch Beichtväter, wie ihr Priester, hier setz dich hin auf diese Bank, hier siehst und hört uns niemand.“ Dabei wollte ich ihn in die mit wildem Wein dicht umrankte Laube ziehen.

Doch da rief des Knaben helle Stimme aus der offenen Flügelthür in den Garten herab: „Mama läßt Papa und Onkel zu Tisch bitten!“

Der Augenblick war verpaßt. Wir mußten folgen. Tassilo nahm müde meinen Arm und stieg ickleppenden Schrittes mit mir die steinernen Stufen zu seinem Arbeitszimmer hinauf.

Frau Emma hatte dort den Abendtisch hergerichtet. Ein weitbauchiger irdener Krug voll herbduftender Spätsommerblumen stand in der Mitte. Es nützte alles nichts, ich brauchte nur in Tassilos hoffnungsloses Gesicht zu blicken, um alle Gflust zu verlieren. Frau Emma zwang sich zum Essen, um ihrem Gatten und mir ein einladendes Beispiel zu geben. Das Gespräch floß einflüßig dahin. Auch der Knabe war durch die Anwesenheit des Gastes etwas eingeschüchtert, und doch mußte ich mich seiner wieder bedienen, um über die schwerlastende Stunde hinwegzukommen. Dann sagte Frau Emma wieder ein paar Worte über das morgige Sedanfest: „Mein Mann hat niemals dabei sein wollen; er ist so übertrieben bescheiden und er hat keine heiteren Erinnerungen an den Krieg. Er ist ja auch nur einen Tag dabei gewesen, aber jetzt haben sie keine Ruhe gegeben, und morgen soll er durchaus den Kaiertrost ausbringen.“ — Tassilo stöhnte auf. — „Der Oberst von den Gularen,“ fuhr sie fort, „ist auf Urlaub in

Berlin. Der alte Major v. Kostig ist kein Redner und hat auch nicht das eiserne Kreuz, da haben sie Tassilo gebeten —

"Gezwungen," sagte der Doktor spitz.
"Sie, lieber Freund, nehmen ja auch theil an dem Bankett als unser neuer Stadtarzt — vielleicht bleiben Sie morgen an seiner Seite oder doch ihm gegenüber." Dabei warf sie mir einen langen, bittenden Blick zu.

Nach dem Essen verabschiedete sich Frau Emma, der Knabe müsse zu Bett, sie sei angegriffen von dem Veisuch am Grabe, und Tassilo und ich hätten wohl auch noch mancherlei miteinander von alten Zeiten ungespricht zu besprechen. Auf Wiedersehen morgen in aller Frühe, dann zeige ich Ihnen meinen Taubenschlag und meinen Säuerhof, wenn das Sie interessieren kann."
(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Die alten Herren im Reichstage.** Der verstorbene Windthorst stand als der Neunundsiebenzigjährige, der er seit dem 17. Jan. war, an fünfter Altersstelle im deutschen Reichstag — älter als er sind nur noch Graf Moltke (geboren, wie bekannt, 1800), sowie die drei 1810 Geborenen: der konservative Frhr. v. Zettau und die Genossen Windthorst's im Centrum, Dieben und Peter Reichensperger. Auch der nun in die fünfte Stelle Aufrückende und der dann die sechste Stelle Einnehmende sind Centrumsmänner; der im Dezember 1812 geborene Menken und der 1813 geborene Haanen. Jüdisch schließen sich ihnen an: der konservative Herr v. Kleist-Dehnow (aus dem Jahre 1814) und abermals ein Centrumsmann, der 1815 geborene Kochann.

* **Eine reizende Episode aus dem Leben Windthorst's** erzählt Karl Sontag in seinen 1875 erschienenen „Bühnenerlebnissen." Er schildert dort die Table d'hôte im Britisch Hotel 1862, als er nach Hannover kam, an welcher auch die eben neuernannten Minister Erxleben, Windthorst und Bacmeister längere Zeit mitwirkten, bis sie ihre Familien aus ihren ebenmöglichen Wohnorten nach Hannover führen konnten. Das Ministerium wechselte damals oft, und eines Tages kam Minister Windthorst zu Tisch und erzählte eine eben erlebte niedliche Begebenheit. Er hatte eine Wohnung gemietet, und als er, mit der Vermietherin einig, seinen Namen genannt, antwortete diese: „Dann bitte ich um Entschuldigung, wenn Sie ein Herr Minister sind, kann ich Ihnen die Wohnung nicht vermieten; ich kann nicht alle Jahre in meinem Hause mit den Parteien wechseln."

* **Der Thronwechsel in dem paradiesischen Hawaii-Inselreiche** hat sich nach dem Tode des Königs Kalakaua ohne Störung vollzogen. Kalakaua starb im Palast-Hotel zu San Francisco und wurde mit maurerischem Pomp (er war Meister vom Stuhl) und militärischer Kränzenschmückung auf den amerikanischen Kriegsdampfer „Charleston" geleitet, der ihn nach Honolulu als Leiche zurückbrachte. Nach den Inseln führt vom Festlande noch kein Kabel, obwohl die erforderlichen Millionen bereits gezeichnet sind. Daher konnte die Kunde vom Ableben des Königs erst gleichzeitig mit der Leiche selbst eintreffen, als mit Flaggen auf Halbmast das stolze Schiff mit dem Leuchtturm-Relief wechselte und nun sofort der Trauerzug von allen Kriegsschiffen und der Hafenbatterie erscholl. Es zeigte sich nun, so schreibt man der „R. Z.", wie beliebt Kalakaua trotz zahlreicher Schwächen immer gewesen war. Die Straßen füllten sich reich mit weklagenden Menschen, alle Behörden und alle Geschäfte, die einheimischen sowohl als die Fremden, wurden geschlossen, der Trauerzug ordnete sich an der Werft der Oceanic Steam Ship Company. Dort empfing die von dem deutschen Musikmeister Berger trefflich geschulte Kanonentruppe den toten König mit dem Trauermarsch von Chopin. Die Besatzungen der im Hafen liegenden Kriegsschiffe „Mohican" und „Nympha" schlossen sich dem Zuge an. Milizen und Bürger folgten. Durch Fort Street und die Königinstraße ging der Zug nach dem Iolani-Palast, wo die Wittve des Königs, Kapiolani, in mohlosem Schmerz sich über ihren toten Gemahl warf. Die früheren, acht Fuß hohen Umfassungsmauern des Iolani-Palastes sind seit der Revolution vom 31. Juli 1889 niedergelegt. Das Volk hatte freien Zutritt. Alle Bevölkerungsklassen, auch Chinesen und Japaner, kamen, um den toten König zu sehen, der im Thronsaal aufgebahrt wurde. Auf den Sarg wurde Krone, Degen und Federmantel gelegt. Bestatter ist ein eben so eigenartiger wie werthvoller und prächtiger Schmied der Herrscher Hawaii's. Das Kabinett erklärte die am 2. Sept. 1888 geborene Schwester des Königs, Kiliuokalani, zur Königin von Hawaii. Dieselbe ist mit dem jüngeren Dominis, Sohn des in Hon auf den jetzt deutschen Marichallsineln erschlagenen deutsch-russischen Kapitäns Dominis, verheiratet, aber kinderlos. Ihre Nachfolgerin ist Prinzessin Viktoria Kawelua Kaulani Unaiho Kalanuihahilapalapa, geboren im Oktober 1875, gewöhnlich Miss Klegdon genannt. Sie ist in

England erzogen, vorzüglich gebildet, dem Hause des früheren preussischen, jetzt italienischen Konsuls Schäfer nahe befreundet. — Deutschland hat in Hawaii wichtige Interessen zu vertreten. Abgesehen von etwa 1600 Landsleuten, die dort leben, gilt es auch, gegenüber amerikanischen Gegenseitigkeitsverträgen die Rechte als meistbegünstigte Nation zu wahren, welche der Vertrag von 1879 uns zugetheilt.

* **Ein interessantes Zeichenbegänknis** fand vor kurzem in Lissabon statt, an welchem König Don Carlos I. persönlich, sowie die Minister und verschiedene Staatswürdeträger theilnahmen. Und dennoch war der Verstorbene kein Mann von irgend welchem Range, sondern ein Kind des Volkes, arm und bürgerlich, ein einfacher Loutse, Namens Joaquim Lopes, der in Paço de Arco's, etwa zwei Meilen von Lissabon, am anderen Ufer des Tajo gelebt. Aber der einfache Seemann hatte vielen Hundert Personen das Leben gerettet, hatte unzähligmale sein eigenes auf Spiel gesetzt, um ein anderes zu retten, und sein Krubm drang durch ganz Portugal, wie ein „Das Lied vom braven Manne" in Aller Mund schwebte. Er war 85 Jahre alt, als er starb, und sein Zeichenbegänknis gestaltete sich zu einer imposanten Todtenfeier, wie sie wohl selten ein geringer Schiffer haben dürfte. Er wurde nach Lissabon überführt und auf dem Tajo wimmelte es von Schiffen, die dem Verstorbenen das Geleit gaben, unter denen sich auch die königliche Yacht „Donna Amelia" befand, mit dem König an Bord, wohl die höchste Ehre, die dem armen Joaquim Lopes ins Grab folgen konnte.

* **Ein moderner Führer.** „Ich möchte morgen den Berg bestiegen — wollen Sie mich führen?" — „Ja." — „Was verlangen Sie dafür?" — „Ja, wünschen's mit oder ohne Lebensgefahr?"

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

* Die Diphtherie und ihre erfolgreiche Behandlung. Unter diesem Titel hat der verdienstvolle Arzt Herr Sanitätsrath Dr. Girsch seine reiche ärztliche Erfahrung über Diphtherie in Form einer Broschüre veröffentlicht, und ist dieselbe in einer der ersten medizinischen Verlagsanstalten in Leipzig — bei Engelmann — erschienen. Verfasser schreibt auf Grund langjähriger Erfahrungen, über seine jetzige Behandlungsmethode seit 9 Jahren und kann sich hierbei durchgehend der besten Erfolge rühmen. Mit dem bakteriologischen Studium und seinen Resultaten wohl vertraut, führt Verfasser in gründlich wissenschaftlicher Weise die Kriterien einer Infektionskrankheit vor und erörtert eingehend die Ansprüche, die die Wissenschaft an sie stellt; trägt, ob auch die Diphtherie wissenschaftlich als solche ihre Begründung habe, d. h. ob Mikrokokos, Kulturen und Wiederimpfung für diese Krankheit den Krankheitserreger einwandfrei nachgewiesen haben. Nachdem seit fast einem Dezennium von verschiedenen Forschern und Experimentatoren nach dem eigentlichen Krankheitserreger geforscht wird, ist seiner Angabe nach, der Döfler'sche Bacillus als der wahre Krankheitserreger erst im letzten Jahre von den besten Forschern als zweifellos bestätigt worden. Nachdem Verfasser weiter das klinische Bild der Diphtherie schildert und die Verläufe anführt, wodurch sich diese verheerende Krankheit von andern Halskrankheiten unterscheidet, geht er zur Therapie, zu seiner eigentlichen Behandlungsmethode über, nachdem er zuvor in gründlicher Weise die Nachtheile des Aegens und Pinselns geschildert hat.

Die wissenschaftlich feststehende Thatsache, daß sehr viele Patienten nur auf alkalischem Nährboden gedeihen, führte den Verfasser auf die Idee, den Weinessig als vorzügliches antiseptisches Mittel, das dabei die Nachtheile anderer antiseptischer Mittel nicht theilt, in Verwendung zu ziehen, und Blut und Gewebe vorübergehend in einen sauberen Zustand überzuführen. Seine Idee hat sich ihm für die Diphtherie vollumfänglich bewährt. Es wird durch die methodische Anwendung des Weinessigs den Bakterien der Diphtherie der geeignete Nährboden entzogen, und sie selbst zum Absterben gebracht. Zu gleicher Zeit verwendet er innerlich Chinin und chloresaurer Kali in mäßigen Dosen und will er mit der Kombination aller dieser Mittel eine rasche und sichere Heilung erzielt haben, während der Patient sonst wegen allgemeiner Infektion oft schon nach einigen Stunden zu Grunde geht, oder an Erstikung sein Leben einbüßt.

Verfasser giebt eine ausführliche Schilderung seiner Behandlungsmethode und führt an, daß nur eine strikte Handhabung und pünktliche Ausführung der vorgeschriebenen Behandlungsweise zu einem raschen und sichern Erfolge führt. Möge diese Broschüre, die vielleicht zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, die weitgehende Verbreitung finden, damit dieser mördertischen Krankheit unter den Kindern Einhalt gethan werde.